

Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Meier, Hans-Peter

Der Platz, das Abbild der Stadt

Persistenter Link: <http://dx.doi.org/10.5169/seals-122304>

Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design, Vol.17 (2004)

PDF erstellt am: Feb 8, 2011

Nutzungsbedingungen

Mit dem Zugriff auf den vorliegenden Inhalt gelten die Nutzungsbedingungen als akzeptiert. Die angebotenen Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre, Forschung und für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und unter deren Einhaltung weitergegeben werden. Die Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung des Konsortiums der Schweizer Hochschulbibliotheken möglich. Die Rechte für diese und andere Nutzungsarten der Inhalte liegen beim Herausgeber bzw. beim Verlag.

SEALS

Ein Dienst des *Konsortiums der Schweizer Hochschulbibliotheken*
c/o ETH-Bibliothek, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz

retro@seals.ch

<http://retro.seals.ch>

Der Platz, das Abbild der Stadt

Text: Hans-Peter Meier
Foto: Hansruedi Riesen

Es werden wieder Stadtplätze gebaut. Nicht nur in Zürich Nord. Auch in Baden, Grenchen oder Dietikon. Der Soziologe Hans-Peter Meier fragt weshalb und entwirft eine Formel, um die Qualität eines Platzes zu messen.



Flächig breitet sich der «Walther von der Vogelweide Platz» vor der gassenreichen, verwinkelten Altstadt Bozens aus. Es ist Südtiroler Bilderbuchwetter. Der Platz hat Arbeit. Hintereinander entladen Autocars Rentner aus dem Norden; langsam und hie und da leicht hinkend halten sie die Zielrichtung ein. Durch die Lücken der Freizeitpilger eilen Kinder und Schüler. Ein Mönch in der Franziskanerkutte holt leibhaftig die Kathedrale auf den Platz. Eine bettelnde Roma mit Kind bekräftigt die Richtigkeit des Namens «Vogelweide». Ein ausgeflippter junger Mann bewegt sich mit ausgeweiteten Pupillen von der Mitte zum Rand des Platzes und zurück. Diese Mitte wird wirtschaftlich besetzt, Kunststoffzelte entstehen für den Tag des Südtiroler Mittelstands, der am Wochenende gefeiert wird.

Stillstand in der Stadt

«Die Strassen sind unsere Pinsel, die Plätze unsere Palette.» Es war Wladimir Majakowski, der Avantgardist, der fasziniert mit Blick auf die grossen sowjetischen Städte die Plätze als Werkfläche für das Bild der Stadt empfand. Vielleicht war eine sowjetische Stadt so gigantisch, dass er den Platz bei der Palette beliess. Oder er hatte jene Kreisarenen im Auge, in denen die schnellen Lichtschlangen des Verkehrs sich lediglich kurzfristig in ein Gemenge stoppender, fließender und sich wieder beschleunigender Farben verwandeln. Plätze mit wenig Verkehr und mit Menschen im Auge gehe ich weiter: Plätze sind die Leinwand, auf der das schnelle, städtische Leben zu seinem Bild gerinnt. Oder der schnelle, überdrehte Film – der Rhythmus verlangsamt sich auf den Plätzen. Stillstand statt Fluss.

Mit Majakowski in Zürich, Stadelhoferplatz, 7 Uhr bis 8 Uhr 45. Die Pupillen der aussteigenden Pendler sind fokussiert. Zielgerichtet eilen sie den in der Stadt verstreuten Destinationen zu. Es ist schwer und zuweilen riskant, als Einzelgänger in die Gegenrichtung durchzukommen. Dem Platz in der Stadt gelingt es allerdings auch an weniger hektischen Orten und Zeiten nicht, ein ruhendes Bild sozialen Lebens herzustellen. Dies vermag der Dorfplatz oder der Schwarzsee hinter den Bergen. Das Bild, das ein Platz in der Stadt von ihren Menschen zeichnet, hält sie in ihrer Bewegung fest. Der Platz ist ein Bild, das aus dem Einströmen, aus der Bewegung in ihn hinein entsteht. Es sind die Striche der schnellen Bewegungen nach der Ankunft aus der S-Bahn, ein Panoptikum, wie Last, Hast, Lust und Unlust, das Passanten vor kurzem aufwachen, davoneilen, nun in den Zug und über den Platz eilen lässt.

Das Aussenbild eines Platzes entsteht aus der einen Richtung des Pinsels, dem Einstrom von aussen und demjenigen, was die Einstömenden auf dem Platz kurzfristig von sich mitteilen. Dieses Aussenbild ist an einem Bahnhofplatz so hektisch, dass es selbst nicht vergessen geht, wenn ruhigere Platzzeit herrscht. In der Zwischenzeit, vom späten Morgen bis zum Feierabend, gewinnt der Platz sein Innenleben. Die Gangart der Menschen verlangsamt sich, Augen, Ohren, Münder öffnen oder schliessen sich, die Bedürfnisse vervielfachen sich – gehen, ruhen, essen, trinken, sprechen, lesen, spielen und Musik. Die Zeit, sich selbst gegenüber anderen wahrnehmen zu können, nimmt zu, Schlachten und Reibungen zwischen Zugehörigen und Eindringlingen können ausgetragen werden. Doch das städtische Leben, das der Platz in diesem inneren Bild registriert, ruht auch hier nicht. Auf dem urbanen Platz gehen die Leute langsamer, um wieder schnell weiter zu gehen; sie stehen still, um bewegt zu bleiben, sie sprechen

von Angesicht zu Angesicht, um wieder virtuell in Kontakt treten zu können. Der Platz ist temporärer Stillstand und stillstehende Bewegung. Der Pinsel von innen nach aussen begünstigt den städtischen Platz. Man beobachtet, wie Plätze verlassen werden. Am Abend zum Beispiel, wenn der Einstrom der Pendler wieder abfließt. Vielen sieht man an, dass im Unterschied zum Morgen ein kurzer temporärer Stillstand in der Stadt willkommen ist. Restaurants auf Plätzen sind an Sommerabenden voll – im Winter sind die Bars und Restaurants Platzhalter. Er gewinnt auch mit Bewegung vom Platz weg, weil er auch dem Schnelldurchgänger ein Stück seines Eigenlebens vermittelt.

Der Platz ist als bewegtes Bild einer Stadt und ihrer Verflechtung ein faszinierendes Beobachtungsfeld. Fern jeder akademischen oder planerischen Abstraktion sind die Plätze Schaubühnen für die Alltagskunde. Auf ihr lassen sich Lebensrhythmen nachzeichnen und beobachten. Harmonie und Gegensätze sind auf urbanen Plätzen oft nur durch die dünne Schicht jener Gleichgültigkeit getrennt, mit der sich die Städter vor zu viel Reizen schützen. An dramatischen Plätzen einer Stadt kann man den Erfolg und Misserfolg der Filtrieranlagen beobachten: Wer gehört zum Platz, wer eher nicht und wer ist irgendwie doch wieder auf die Schaubühne der Platzhalter gelangt, der nicht vorgesehen oder erwünscht ist?

Bevölkerung gegen Architekten

Der Platz ist das Vorzeigebild, wie eine Stadt gross werden und in Prestige investieren will. Er gibt sich die Würde einer reinen Idee, einer erhabenen Plastik, welche Künstler bewundern, die aber die Bewohner auf Distanz hält. Man widmet den Platz einer architektonischen Idee, die die Leute an den Rand drängt und dem Reich der Blumentöpfe zuspiziert, die verständlicher, wärmer und direkter sprechen. Untersuchungen zeigen, dass auch in Grossstädten wie Berlin und Zürich die Bevölkerung in ihren Plätzen (Heimat) sieht, an dieser festhält und sie verteidigen will. Der Potsdamer Platz, die moderne Skyline, kann den Heimatwillen der Berliner nicht auslöschen. Er lässt die Kontrasträume, die ererbten Bauten mit Erinnerungs- und Gedächtniskraft, die starken naturdurchwachsenen Plätze umso wichtiger werden. Sie sind erhoffte (Heimat). Denn was schön ist und womit sich die Wohnbevölkerung identifiziert, liegt nicht im konstruierten Zukunftswurf der Architektur. Majakowski würde die Trauer mit den grossen Stadt- und Stararchitekten von heute vielleicht mittragen. Der soziografische Zugang zum Platz ist ein Mittel für demokratisches Wissen. Man kann es durch Verweilen und Beobachten selbst gewinnen. Und das Schöne, Qualitative, dabei ist, dass man bildschirmfrei das Platzleben hautnah mit allen Sinnen mitbekommen kann. Töne, Lärm, Gerüche, Kanten, Wasser, Luft, Farben – alle Elemente spielen mit. Dennoch verlockt auch der analytische Zugang: Der Platz ist ein soziologischer Schnittpunkt der städtischen Gesellschaft. Er bildet ein Spannungsfeld zwischen Gegensätzen.

Tangente und Insel

Das Leben einer Stadt im Umfeld einer Agglomeration eignet sich zwischen gegensätzlichen Polen. Auf der einen Seite heisst in der Stadt und mit der Stadt leben, sich dem schnellen Fluss von Zeichen, Waren und Verkehr auszusetzen: möglichst schnell an unterschiedlichen Orten zu sein, ohne länger zu verweilen als nötig. Es ist ein Tangenten-Dasein. Der Gegenpol: die Insellösung. Man will sich aus

dem Erschliessungsnetz nehmen, um für sich und privat im Aggloheim das Feuer anzuzünden. Zwischen diese Pole legt sich der urbane Platz. Er umfasst jene Stellen, die eine Balance herzustellen vermögen, zum Beispiel eine Bank, auf der sich das Tangentenleben temporär verliert ohne zugleich Insel zu sein. Jeder Platz könnte nach dem Grad eingeschätzt werden, wie er diese Vermittlung leistet.

Die Bewegungsregeln der modernen Grossstadt schaffen ein Sinnesregime. Es verlangt, die Sinne auf ein Schnellfeuer hin zu trainieren: Augen gerade aus, in der S-Bahn oder im Auto cool bleiben, «stop and go» und so die standardisierten, fremdbestimmten Abläufe ertragen. Im privaten Umfeld oder in Freizeitarenen versucht man sich von diesem Sinnesregime zu lösen. Oder man begibt sich in Ersatzkathedralen – in die Masoalohalle, in das Alpamare oder auch auf eine Bergwanderung. Den städtischen Platz lieben wir, wenn er jenen Streifen anbietet, auf dem die Sinne temporär ihr Eigenleben zurückgewinnen, das ohne ambitiöse Stimulation oder Animation auskommt. Plätze sind gefragt, die die Sinne entlasten. Warme Plätze. Untersuchungen zeigen, dass natürliche Natur bisher das ungeschlagene Medium geblieben ist, diese Wärme erzeugen zu können. Kunstwerke und synthetische Parkspiele beglücken ihre Macher und jene, die Plätze als ästhetische Vorzeige- und Erziehungsprojekte werten – für die Wohnbevölkerung bedeuten sie Abkühlung und zusätzlich angeforderte Sinnesarbeit. Es sind kalte Plätze.

In Bozen spricht Tag und Nacht Walther von der Vogelweide zwar als Statue, aber persönlich auf den leeren Platz. Anderswo steht keine Statue am Platz, sondern eine Kirche. Plätze in der Stadt bringen gerne Geschichte aus Stein, Denkmäler und Säulen miteinander ins Gespräch. Dies ist schön, aber genügt nicht. Denn das städtische Leben muss einen weiteren Gegensatz meistern. Die unmittelbare Kommunikation im Arbeitsleben wird verdrängt durch die künstliche, elektronische Arbeit. Ihr Regime ist virtuell. Um dieses aufzulockern genügen Steine, Denkmäler und Kunstwerke nicht. Vitale und authentische Kommunikation wird nachgefragt. Beobachten wir die Plätze einer Stadt, entdecken wir eine Typologie, die dieses Bedürfnis erfüllen will. Es gibt kalte, schöne Plätze in Zürich Nord, wo man höchstens ein Flüstern von Besuchern hört. Es gibt warme, aber nicht immer geputzte Örtchen, wo man Schreien hört. Und in der Mitte ist jener Platz gesucht, der das Zusammentreffen im Grossen, das Reden miteinander in der Nische ermuntert, ohne das Schweigen auf der temporären Insel unmöglich zu machen.

Die Platzformel

Trotz subtiler Unterschiede ist es einfach zu testen, was städtische Plätze taugen: Man beobachtet die Menschen, ihre Gesichter und Gesten, wenn sie hinkommen, und zähle sie. Dies ergibt die Anziehungskraft eines Platzes. Man addiert zu ihr die Bleibekraft eines Platzes: die Verlangsamung und das Verweilen der Angekommenen. Nun errechnet man die Fliehkraft des Platzes: die Anzahl jener Menschen, die durch Platzhalter oder durch die Mängel des Platzes dafür sorgen, dass man ihn bald wieder verlässt. Anziehungskraft plus Bleibekraft minus die Fliehkraft ergibt die Stärke eines urbanen Platzes. Der Pinsel von Majakowski ist die Formel urbaner Platzgestaltung. •

Hans-Peter Meier ist Soziologe im Büro Cultur Prospectiv in Zürich. Sein Essay «Verbindung von Volksempfinden und aufklärerischem Willen» basiert auf einem Beitrag zum Abstimmungskampf für den neuen Kirchplatz in Dietikon. Die Dietiker haben zugestimmt.